Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 207 (1934)

Artikel: Die Schwester
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-654736

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schwester.

Erzählung von Alfred Huggenberger.
Illustriert von H. Nyffenegger.

Das Versprechen.

Ich habe keinen Grund, an der Geschichte von Peter Wälli und seiner Schwester Alwine außer den Namen etwas umzubiegen; ich gebe sie fast im gleichen Wortlaut wieder, wie sie mir der Wydenhöfler am vergangenen Sonntag bei Gelegenheit eines Waldganges erzählt hat:

Es prangte ein Goldlackstrauß in unserer Stube auf dem Wydenhof. Er stand bescheiden abseits auf dem Überwurf der nußbaumenen Kommode, den meine Mutter in ihren Mädchenjahren gehäkelt hatte. Niemand gab auf ihn acht. Die vielen schwarzgekleideten Leute, die an den zwei aneinandergefügten Tischen saßen, hatten anderes zu denken und unter sich auszumachen, wenn sie auch nur in knappen Wispersätzchen miteinander sprachen. Für mich jedoch bedeuteten die paar gelb- und braungesprenkelten Blumen den Mittelpunkt des großen und schweren Tages, denn ich wußte von meiner Schwester Alwine aus, daß dieser Strauß die letzte Freude meiner Mutter gewesen war. Er hatte auf dem Tischlein neben ihrem Bette gestanden, als ich vor einigen Tagen mit Alwine noch einmal zu ihr in die Kammer hinein durfte. Wohl war er vom Doktor auf den äußeren Fenstersims verbannt worden, weil er nach seiner Meinung zu unverschämt duftete; aber Alwine mußte den Strauß nachher auf der Mutter ausdrücklichen Wunsch wieder an seinen Platz tun. Noch jetzt war er nicht müde; mit unerschöpflicher Gebefreudigkeit verschwendete er seinen zarten Frühlingshauch an die stumpfen Menschen in der Stube, die mit dem Geschenk nichts anzufangen wußten. Auch mein Vater nicht. Er saß mit einem ergebenen Alltagsgesicht neben mir und Alwine, gabelte Wursträdchen auf seinen Teller, nötigte die Verwandten zum Zugreifen und füllte wie mechanisch immer wieder deren Gläser nach. „Wir haben bis ins Kirchdorf hinab eine gute halbe Stunde zu gehen," sagte er, „und mit Essen und Trinken hält man Leib und Seele beieinander, der Anlaß mag nun so oder so sein."

Die Base Anneliese mit der kleinen Haarwarze auf dem Kinn lobte ihn laut für sein verständiges Benehmen. „Er ist ganz auf der richtigen Spur, er hat Verstand. Mit Dummtun und mit Kopfhängerei könnten wir die Line eineweg nicht mehr lebendig machen. Nach dem, was sie durchgemacht hat, ist es ihr wohl geschehen. Wenn ich halt nur nicht immer das Büblein ansehen müßte." Ihre dicken Lippen verzogen sich zu einem wehleidigen Greinen, und da einige Frauen darüber ins Schluchzen und Pfnuseln kamen, mußte ich laut herausheulen, obschon mir die Schwester den Arm umlegte und mich beschwichtigend an sich zog. Nachdem ich mich beruhigt hatte, platzte Alwine unversehens mit einer zornmütigen Rede heraus: „Müßt ihr ihm jetzt auch noch den Kopf voll machen? Seid ihr wegen dem hergekommen?"

Es gab ein großes Staunen. Die Leidleute sahen einander an und preßten die Lippen zusammen. Die zurechtgewiesene Base aber stand einesmals auf und ließ ihrer großen Entrüstung die Zügel schießen. „So — meint ihr, ich werde mir von so einer zwölfjährigen Krott übers Maul fahren lassen? So etwas ist dann schon der Gipfel!" Dann fuhr sie, gegen den Vater gewendet, in prophetischem Tone fort: „Paßt auf, Hansurech! Denkt, ich habe es gesagt: An diesem unverschämten Gof werdet Ihr noch Freude erleben!"

Damit rauschte sie hinaus. Der Vater ging ihr nach, man hörte, wie er im Hausgang freundlich auf sie einredete, um sie zum Bleiben zu bewegen. Doch seine Worte verfingen nicht; die Base Anneliese ging mit Männerschritten den Fußweg gegen die Sorgenegg hinauf, woher sie gekommen war.

Der Vater gab Alwine nachher einen Verweis. Sie tat nicht dergleichen, als ob sie sich etwas daraus mache. „Es ist recht, daß sie fort ist", sagte sie verstockt.

Auch während des Trauerganges hielt ihr Trotz an; nur auf Augenblicke ließ sie sich vom Leid übermannen. Hierauf faßte sie mein Händchen jeweilen fester und sprach mir leise zu. „Lug, wie die Wiesen schon voll Blumen sind! Hab nur keine Angst, wenn die Tante Lisabeth ein Jahr oder zwei bei uns bleibt, dann kann ich kochen

und alles, und du kannst auch bald schaffen, was man will."

Auf dem Heimweg waren die Trauerleute nicht mehr so beengt und kurzsilbig wie vorher. Sie schwatzten jetzt in vielen Stimmen laut durcheinander; von den Heuaussichten, vom Traubenschuß, und wie die Eisheiligen gut vorübergegangen seien. Einmal waren wir Kinder ziemlich weit hinter dem Zuge zurückgeblieben. Als wir allein waren, legte mir Alwine die Hand auf den Scheitel und sah mich lächelnd an, obschon sie vorher geweint haben mußte. „Hescht, ich bin jetzt deine Mutter," sagte sie leise aber treu beherzt. „Wenn du mir brav folgst und mich gern hast, dann wird noch alles recht."

Meine Schwester Alwine hat es mit der sich selber aufgeladenen Pflicht streng genommen. Sie hat mich nicht verhätschelt, aber sie hat auch nie einen Augenblick nachgelassen, mich in Unterordnung und Respekt zu halten. Vor lauter Sorge um mich hat sie selber nie recht Kind sein können. Sie ist sogar dem Vater unter die Zähne getreten, wenn er mich in einem Anfall von Jähzorn wegen eines Notluges oder einer sonstigen kleinen Bubensünde zu hart anfassen wollte.

Mit den Schuljahren brach für mich eine schwere Prüfungszeit an. Denn wenn ich mich auch in leichten Bauernarbeiten früh anstellig und werkbereit zeigte, mit dem Lernverstand war es bei mir nicht gut bestellt. Ich vermochte mich mit dem heißesten Wollen nicht durch eine gewisse Verstocktheit hindurch zu bohren, obschon mir das Begreifen oft nur hinter einem leichtverschlossenen Türlein zu liegen schien.

Anneliese ging mit Männerschritten den Fußweg gegen die Sorgenegg hinauf, woher sie gekommen war.

Meine Schwester besaß einen Schlüssel zu diesem Türlein. Wenn sie mir zu Hause die Rechnungen machen half, wenn sie mich die Fehler in meinen Aufsätzen herausraten ließ, dann konnte meine Tumbheit auf Augenblicke ein Loch bekommen, so daß Alwine mir mit strahlenden Augen Mut machen durfte: „Sieh her — jetzt bist du ja ein Student und weißt es nicht!" Sie brachte es auch durch ihre ausdauernde Fürsprache beim Lehrer Stäbli fertig, daß mich dieser unverdienterweise jeweilen von einer Klasse in die andere hinaufrutschen ließ und mich selten hänselte, wenn mir ein einfältiger Brocken herausfiel. Einmal brachte sie wie einen Glücksfund einen gewichtigen Ausspruch des Lehrers mit heim. Er hatte zu ihr gesagt: „Alwine, du brauchst dann allenfalls keine Stunde in der Angst zu leben, weil der Peter in der Schule nicht alles kann. Bei vielen Menschen geht halt der Knoten erst auf, wenn sie ihre Zeit dumm gewesen sind. Man wird es dann schon merken, wenn in seinem Schädel einmal das Vernunfträdlein eingeschnappt ist."

Diese Rede habe ich wie in einer Kapsel verpackt in meinem Gehirnkasten aufbewahrt. Ich blieb von Stund an beharrlich in dem Glauben, es müsse nun über kurz oder lang einen richtigen, vernehmbaren Knacks geben in meinem Kopfgehäuse. Das Einschnappen des bewußten Rädchens konnte sich doch unmöglich nur so mir nichts, dir nichts als eine nebensächliche Handlung vollziehen. Allein das große Ereignis ließ Jahr und Tag auf sich warten, obschon ich, besonders nach meinem Eintritt ins Jungknabenalter, allen

Grund hatte, es dringlich herbeizuwünschen. Im Rechnen konnte ich es zwar schon in der Fortbildungsschule mit den meisten meiner Kameraden aufnehmen. Aber in einer anderen Sache war und blieb ich vorläufig dümmer als stockdumm, nämlich gerade da, wo einem die Dummheit am wenigsten nützt: ich war mit einer gelinden Mädchenfurcht behaftet. Eine wie die andere waren sie in meinen Augen hochbedeutende Wesen, wert, daß man sie im stillen mit Hochschätzung und mit freundlichen Gedanken umgab. Ich konnte mich in die eine und andere mit richtiger Augenliebe verschießen; doch der Zauber war für mich eine durchaus unabgeklärte Angelegenheit. Ich wußte mich an keine heranzufinden, mein Mundwerk war wie zugenäht, wenn ich eine Artigkeit hätte sagen sollen. Das Rädchen, das verdammte Rädchen! Mußte ich denn ewig warten?

Meine Schwester, die immer und in allem um mich Bescheid wußte, rühmte mich aufrichtig wegen meiner Ungelenkigkeit. „Das ist noch nie ein schlechtes Zeichen gewesen," sagte sie oft, „es laufen und flattern genug geschleckte Bengel und Sommervögel in der Welt herum."

Ihr Lob ärgerte mich mehr, als daß es mich freute. In meinem Herzen keimte sacht, aber nachdrücklich der Wunsch auf: „Wart — die soll sich einmal über mich verwundern, Rädlein hin oder her!"

Um jene Zeit ließ sich Heiri Stänz als erster unseres Jahrganges, kaum einundzwanzigjährig, mit dem Anneli Herger ins Ehejoch spannen. So — der Heiri Stänz — der? Es kam ganz plötzlich eine heftige Unternehmungslust in mir hoch. Einmal schämte ich mich, von Heiri Stänz, der seinerzeit von der fünften Schulklasse an nicht mehr weiter vorgerückt war, überflügelt zu sein; und zum andern redete ich mir hartnäckig ein, meine Schwester Alwine habe nur aus verheimlichtem Mitleid aus meiner Unbeholfenheit lügenweise eine Tugend gemacht. Was ein Heiri Stänz fertigbringt, das wird wohl keine Hexerei sein, redete ich mir vor. In drei oder vier Wochen wollte ich auch ein Jawort im Sack haben.

Die Lina Spöndli vom Oberhof hab ich gefragt, als sie mir einmal zufällig beim Eindunkeln am Eichenrank unten mit der Milchtanse am Rücken auf dem Weg zur Käserei entgegenkam. Sie ist ja keine von den Zimperlichsten gewesen; aber den Bescheid habe ich doch nicht von ihr erwartet: „Wenn ich siebzig Pfund am Buckel habe, so mag ich mir dazu nicht gleich noch ein Kreuz fürs Leben aufladen. Jetzt weißt du, woran du bist!"

Beim Mädeli Stocker von Vorauen wagte ich es an einem Dreschtag in Bollmanns Scheune. Es war vor dem Mittagessen, die andern Dreschleute hatten sich bereits nach der Stube verzogen. Da gibt mir meine Albernheit ein: So nah und so unter vier Augen allein hast du vielleicht bei langem kein Mädchen mehr! Kurz und gut, ich nehme mein Herz in beide Hände und frage sie ums Tanzen am Martinimarkt. Natürlich mit der Nebenbedingung, daß das dann eine Abmachung für immer sei, nicht bloß so für Stucker zehn Schottisch oder Polka und ein Nachtessen selbzweit mit Rippli und Sauerkraut.

Ich muß ja wohl etwas ungewaschen und werktäglich ausgesehen haben. Das Mädeli hat mich angeglotzt, wie wenn eines von uns nicht ganz aufeinander wäre. „Laß dir das gesagt sein ein für allemal," bringt sie ohne viel Umstände vor, „wenn mich einer für ewig anseilen will, so muß er wenigstens eine Krawatte anhaben."

Daß mir die Suppe daraufhin schlecht geschmeckt hätte, könnt ich nicht einmal sagen; aber an dem Dämpfer hab ich nachher doch mehr als ein halbes Jahr zu kauen gehabt, nämlich bis zur Rigireise, die der Landwirtschaftliche Verein im folgenden Sommer mit den Frauen und Töchtern ausführte. Da mußte es goldene Gelegenheiten geben. Heut oder nie! nahm ich mir beim Ausrücken vor. Schon während der Eisenbahnfahrt und auch nachher beim Bergsteigen behielt ich möglichst unauffällig die Kathrine Binder im Auge, deren Vater damals seine schönen Batzen noch nicht mit Bürgschaften verdummt hatte. Hübsch war das Kätterli gerade nicht, aber von ihrem Jahrgang wog keine auch nur annähernd so viel wie sie. Der alte Lerchmüller, der scheint's doch etwas von meinem Augenspiel gemerkt hatte, sprach mir eifrig zu. „Wenn du die herumbringst, dann braucht es dir auf den Winter nicht bang zu sein. An der

Kathrine ist mehr, als man meint. Schon auf dem Viehmarkt pfleg ich es immer so zu halten: vor dem Preis fall ich nicht um, ich sehe nur darauf, daß ich nachher auch meine Pfund an der Schnur habe."

Auf dieses hin war ich noch schärfer hinter der Kathrine her, besonders weil auch ihr nachmaliger Mann, der Kehlhofer-Ruedi, öfters bedächtig nach ihr hinsperberte. Wart nur, nahm ich mir im Gehen vor, heut wird es darauf ankommen, wer von uns beiden der Flinkere ist!

Als wir höher hinaufkamen, muß die Kathrine allweg das Bergfieber gekriegt haben. Sie wollte als ein rechter Gump-in-die-Welt ihr Stumpfnäschen wie ein Geißlein überall zuvorderst haben, bis es dann einsmals schief ging. Wegen zwei lumpigen Steinröschen schlipfte sie auf dem feuchten Rasen mit ihren ungenagelten Stiefelchen aus und rutschte ein steiles Bord hinunter. Hätte nicht ein alter Geißhag zum Glück ein Einsehen getan, sie wäre zweimal kirchturmshoch erfallen, und unsere Reis hätte ein böses Ende genommen. Das morsche Zaungehölz hat zwar auch nachgegeben, es hat ordentlich gekracht; aber sie hat sich an einem Pfahl festhalten können, wahrhaftig kaum zwei Klafter breit von der Steilwand.

Ich machte mich vorsichtig zu ihr hinab.

Ich machte mich vorsichtig zu ihr hinab; die andern sind noch ein wenig zurück gewesen. So langsam meine Gedanken sonst manchmal in Trab zu kommen pflegen, diesmal sind sie mir drei Schritte weit voraus gehupft: Jetzt braucht dich das schöne Eisenbahngeld nicht zu reuen! — Ich knie zu ihr hin und sag ihr leise etwas ins Ohr hinein. Nach meinem damaligen Verstand ist es eine sehr kluge und treuherzige Rede gewesen: „Du, Kätterli — hör einmal: Nimmst du mich, wenn ich dir wieder hinaufhelfe?"

Aber es geschieht nicht das, was ich erwartet habe, es geschieht etwas ganz anderes. Sie hat überlaut herausgelacht. So ausgelassen hat sie gelacht, daß ich in heftige Angst geriet, sie könnte sich auf ihre böse Lage vergessen. In meiner Not habe ich sie zur Vorsicht unter den Armen anfassen wollen, nicht ohne die höfliche Entschuldigung: „Ich bin so frei!..." Doch sie hat laut geschrien: „Was fällt dir denn ein — wenn man kitzlig ist!"

Bin ich ganz erschlagen neben ihr am Zaun gekauert und hab fürs erste nichts denken können. Sie hat wieder aufs neue lachen müssen. „So ein Heiratsantrag! Meinst du, ich habe Angst? O bewahre! Der Pfahl hält ganz gut, ich kann schon noch ein wenig warten, wo man doch da eine so schöne Aussicht auf den See hinunter hat. Wenn ich zuerst Leib und Seele verpfänden müßte, würd ich mich vorher besinnen: Willst du wohl nicht lieber loslassen?..."

Mittlerweile kam richtig auch der Kehlhofer-Ruedi zu uns herab. Wir hatten selbander alle Mühe, das unbesonnene Ding nach dem Pfad hinaufzuschleppen. Denn als Kathrine jetzt wahrnahm, wie nahe sie am Abgrund gelegen, wurde sie kreideweiß und hing fast wie tot in unseren Armen. Nachher hat sie freilich bald wieder gelacht. Aber der Lohn für die rettende Tat ist nicht mir zuteil geworden, sondern dem Kehlhofer-

Ruedi. Er und das Kätterli haben sich auf dem Rigiberg verlobt.

Sie bekam vor Aufregung gegen Abend einen kleinen Schwips; auf dem Heimweg von der Bahnstation wiederholte sie, dicht an Ruedis grüner Seite klebend, alle drei oder vier Minuten lachend: „Was wird die Mutter sagen, wenn sie erfährt, wie ich auf dem Rigi ungedacht in ein Verhältnislein hineingerutscht bin!"

Zwei Tage darauf mußte ich meiner Schwester auf der Neupünt Hanf ausziehen helfen. Sie hat darauf beharrt, obgleich sie wohl wußte, daß ich auf diese Kinderarbeit nie besonders versessen war. Während des Zwischenimbisses unter dem Kornapfelbaum ist sie mir einsmals mit einer ganz unbescheidenen Frage auf den Leib gerückt: „Hast du jetzt dann bald genug Purzelbäume gemacht vor mir und der ganzen Gemeinde?"

„Wie meinst du das?" fragte ich scheinbar ahnungslos zurück. Kein Zweifel, sie wußte von meinen drei Körben so viel wie ich selber.

Als hätte ich diese Vermutung überlaut ausgesprochen, ging sie nun mit mir auf eine fast ehrenrührige Art ins Examen. Sie war die große Schwester und ich der kleine Pürzel von ehedem.

„Also, daß du's weißt, auf die Art geht es nicht weiter! Ich hab dir eine Weile zugesehen; aber wenn du kein besseres Augenmaß hast, dann ist es notwendig, daß ich dir das Zeit ausputze. Mit solchen Modebaben, die einen rechterzogenen Buben über die Achsel ansehen, mußt du mir nicht kommen. Oder dann hock allein! Wenn es dich nicht fuxt, daß du ihnen zu wenig bist, gut, dann fuxt es mich! Und wenn wieder einmal etwas von diesem Laden herabgelangt werden soll, dann darfst du mir vorher etwas sagen. Das schadet nichts."

Das war knapp und klar. Meine Antwort, obschon noch kürzer, konnte sie auch nicht mißverstehen: „Also — gut!"

Wir sagten den ganzen Nachmittag kein Wort mehr zueinander. Erst auf dem Heimweg kam Alwine unvermittelt noch einmal auf die Sache zurück. „Wenn du dann allenfalls keine bekommen kannst, so bin ich ja noch da." Darauf hab ich ihr zum Bescheid gegeben: „Ja, an das habe ich auch schon gedacht."

Von diesem Tage an hielt ich meine Heiratspläne kurz. Zuwarten. Und ein für allemal, über einen Korb sollte sich Alwine nicht mehr ärgern.

Ich dachte dafür mehr dem Schaffen nach. Ein Faulpelz bin ich ja nie gewesen, doch nun ging ich allgemach erst recht wie ein Gaul an die Arbeit hin. Und sie ist mir auch geglückt, weil ich mit allen fünf Sinnen dabei war. Nachdem mein Vater leider zu früh ins Jenseits abgegangen war, bauerten ich und meine Schwester Alwine auf dem Höflein allein. Weil uns die Schulden nicht plagten, und weil wir das fleißige Werken auch zum Wohlleben rechneten, so kamen wir je und je wieder einmal zu dem Schluß, die Welt sei eigentlich dem Liebgott gar nicht übel geraten. — —

An meinem sechundzwanzigsten Geburtstage trug sich in der Stube des Wydenhöfleins eine sonderbare Sache zu. Wir saßen beim Morgenessen. Meine Schwester Alwine hatte mir eben nach ihrer ernsthaften Art Gesundheit und alles Gute gewünscht.

Womit rückt sie zehn Minuten später, nach dem Kaffeetrinken heraus? „Du, Peter," sagt sie, „jetzt muß es sich halt weisen. Jetzt will ich es wissen. Ich koche und wasche dir, ich helfe dir in allem fast wie eine Frau ihrem Manne hilft. Es wäre alles schön und recht, wenn du mir etwas schriftlich geben könntest, nämlich, daß es mit dir so bleiben werde, wie es jetzt ist. Wenn du mir schriftlich geben könntest: Das wird nie, aber nie vorkommen, daß meine Schwester auf dem Wydenhof überzählig wird. Kannst du mir das auf Treu und Glauben in die Hand hinein versprechen? Ich glaube es dir, wenn du mir's nur aufrichtig sagst. Es braucht weder Notar noch Zeugen, wir zwei kennen uns zu gut. Aber ein Wort will ich haben, ein festes Wort von dir. Das ist, mein ich, nicht zu viel verlangt. Dann sag ich dem Jakob Tanner im Loo ab, ein für allemal. Am Sonntag hat er mich gefragt. Ich bin nicht verschossen in ihn hinein, das müßte erst noch kommen. Ich und du hätten es schön beieinander, wer könnte es schöner haben als wir zwei? Aber in der Angst will ich nicht leben. So sag es mir jetzt, gäll!"

Ich hab am Löffel gerieben und habe eine Weile in den Tisch hineinstudiert. „Du willst

da viel auf einmal wissen!" brachte ich endlich heraus.

Da fing sie gleich zu weinen an, und es ging mir auch nahe. Denn ob wir uns auch nie mit Worten zu erkennen gegeben, ich und meine Schwester, ja, wenn wir fast trocken nebeneinander hingelebt hatten, wir waren uns zu innerst recht ehrlich zugetan. Sie mir und ich ihr.

„Also — ich brauche jetzt nicht mehr zu fragen", sagte Alwine, nachdem sie sich ein wenig zurecht gefunden. „Ich kann dir nicht davor sein, wenn du an etwas anderes denkst."

Sie sprach die Worte nur so vor sich hin, ohne mich anzusehen. Die Tränen rannen ihr noch immer über die Wangen. „Wenn es dann halt nur recht herauskommt!" fuhr sie nach einigem Nachdenken zu reden fort. „Meinst du denn, es sei mir nicht daran gelegen, daß es dir gut gehe?"

„Du darfst keine Angst haben," brachte ich beruhigend vor. „Aus den Bubenjahren bin ich jetzt heraus."

Alwine hatte ihr Gesicht mit der Schürze flüchtig getrocknet. „Also — dann werde ich mich wohl mit dem Jakob Tanner einlassen müssen", sagte sie, ganz zu sich selber zurückgekehrt. „Er ist ja ungefähr so, wie die andern auch sind. Es ist ihm nur um eine Frau zu tun. Und daß ein Mädchen weiter etwas begehren könnte, als einen Gutschick zu machen und versorgt zu sein, das kommt ihm, glaub ich, nicht in den Sinn. Sie rühmen ihre Äcker und ihre Häuser; mit dem Liebsein meinen sie allweg nur das, was sie mit ihren gelüstigen Äuglein erschielen. Aber ich werde mit dem, was kommt, schon fertig werden, glaub mir's nur! Ich habe fast mehr Kummer deinetwegen."

Es muß niemand meinen, ich hätte es als eine Kleinigkeit angesehen, von einer Schwester so viel redliche Liebe zu erfahren. Es wollte mich übernehmen, ich stand auf und ging stillschweigend hinaus. Draußen im Hausgang besann ich mich eine Weile, dann kehrte ich wieder um. Die Türfalle noch in der Hand, sagte ich heiter und bestimmt: „Du — Alwine — es gilt denn also! Wir bleiben beieinander, du und ich."

Da geschah etwas, das ich nie vergessen werde, und wenn ich älter werde als alt: sie kam auf mich zu, faßte meinen Kopf mit beiden Händen und küßte mich auf die Stirn. Ja, das hat sie getan, meine Schwester Alwine. Ich habe nicht gewußt, daß sie küssen konnte.

Hierauf ging sie wieder an ihren Platz zurück. Sie sagte kein Wort. Ich ließ mich auf der Fensterbank nieder. Wir saßen eine geraume Zeit in ernsthaftem Schweigen in der alten, treuen Stube; und mit diesem Schweigen wurde unser Bund noch fester geschlossen.

Zwei Jahre lang haben wir nachher gelassen nebeneinander gelebt und geschafft. Es war eine freundliche Zeit. Alwine hat sich mit ihrem ganzen Gutsein um Sonnenblicke und Kurzweil bemüht. Zwar regte sie sich ein bißchen darüber auf, daß der Jakob Tanner wenige Wochen nach ihrer Absage mit einer andern in die Stadt fuhr, um mit ihr die Ringe zu wechseln.

„Er hat das vielleicht in der Täubi getan," sagte sie, „aber da kann ich ihm halt nicht helfen." Als Tanners Frau dann schon in der ersten Kindbett starb, mußte ich der Beerdigung beiwohnen, sie wollte keine Zeit haben.

Die Entgleisung.

Es war wieder einmal Frühsommer geworden, der Heuet war in die Nähe gerückt. Noch prangten die Wiesen ahnungslos in ihrer Blumenfreude; aber der Sommer hatte übereins alle Tore sperrweit aufgetan, er stand gewaltig am Himmel und sagte überlaut: „Jetzt bin ich auf dem Plan, ich will meine Arbeit tun. Ob es euch paßt oder nicht, dem frage ich wenig nach. Mit meiner Gnadenzeit müßt ihr haushalten, ich kann auch launig und rappelköpfig werden."

Vorheuet. Man hat den Mai noch im Geblüt und soll zu ernten anfangen. Da und dort mahnt schon ein Dengelhammer:

„Die-Zeit-ist-nah!
Die-Zeit-ist-da!"

Und ein geschwätziger Wetzstein antwortet aus irgend einer verlorenen Wiesenmulde:

„Wir-sind-schon-am-Werk!
Wir-sind-schon-am-Werk!"

Das ist immer meine Schwäche und meine Stärke gewesen: die Lust, eine neue Arbeit zu beginnen, ein neues Werk bei den Hörnern zu

packen. So sag ich denn eines schönen Morgens nach dem Viehfüttern zu Alwine: „Du — die Kartoffeln sind gehackt, und die Reben sind gefalgt, jetzt fang ich halt ein bisselchen so für meine Gelüste zu mähen an. Nicht, daß ich aufs Heuen schon arg versessen wäre, die Welt wird ja nicht untergehen, bevor wir fertig sind. Aber es juckt mich halt einfach in den Armen nach dem Zuhauen. Und es steht ja auch nirgends geschrieben, daß ich der Zweitletzte sein müsse."

Der Schwester paßt es nicht recht. „Das wird nicht so bös pressieren!" wendet sie trocken ein. „Zuerst muß das Gräslein doch gewachsen sein. Zu allem hin hab ich jetzt eine kleine Wäsche eingelegt, ich will vor dem Heuet sauberen Tisch haben. Nachher bin ich dann auch dabei."

Doch wenn ich etwas in den Gliedern habe, so hab ich's auch im Kopf. „Das ist noch gar nicht geheuet", geb ich ihr zum Bescheid. „Das ist nur erst dergleichen getan, so zum Angewöhnen. Du kannst dein Zeuglein getrost auswinden, ich mache für einmal alles allein. Das blutte Gras braucht eineweg drei Tage, und bis man zum Aufladen kommt, wird es dir schon auch ums Heuen sein."

Gut, ich rücke also mit Sense und Gabel aus. Die kleine Einfangwiese unter dem Sorgenholz soll zuerst daran. Das hat auch mein Vater schon immer so gehalten, in der Meinung, es komme allzeit besser heraus, wenn man nicht gleich mit der großen Kelle anrichte.

Auf der Einfangwiese ist man so ziemlich außerhalb der Welt. Nicht einmal ins Dorf hinab kann man sehen; der Stelzenbuckel mit seiner wenig begehrten Rebenzelge liegt wie ein großer Maulwurfshügel im Weg. Und doch ist es mir auf dem Einfängli noch nie langweilig geworden, am allerwenigsten beim Mähen, wenn man so recht von Herzen will und mag, wenn die Sense dazu auch ihre gute Stunde hat und sich kaum genug tun kann.

An diesem Morgen bin ich besonders aufgelegt gewesen. Es bekommt uns aber auch gut und ist hochzuschätzen, daß neben dem, was jeder liebe Tag zu werken bringt: Viehfüttern, Melken, Kälbertränken und -glattbürsten, noch ein anderes Schaffen hergeht, darauf die Himmelssonne herniederscheint, ein Schaffen, das einem in die Seele hinein wohltut, weil man sich dabei denken darf: Wenn auch nicht viel an Lohn heraussieht, die Arbeit macht sich noch auf andere Weise bezahlt. Fast wie ein Auserwählter kann man sich vorkommen, man kann sich gar einfallen lassen: O — wenn es doch allen Leuten so wohl wäre wie dir!

Dieser einfältige Gedanke ist damals beim Mähen des öfteren in mir aufgestiegen. Der Vorsommer richtet gern solche kleinen Übersühnigkeiten an. Man ist mit seinen Sinnen noch nicht ganz aus dem Frühling heraus; aber auf einmal geht gleichsam ein Vorhang auf, und man kann in einen nagelneuen Gotteshimmel hineinblicken.

So haue ich denn also zu und freue mich meiner gesunden Kraft und meiner guten Jahre. Da sagt einsmals jemand Gutentag zu mir, munter und aufgeräumt. Ich muß innehalten und mich umsehen. Es ist die Liese Stäbler, die mit einer Hacke auf der Achsel von der Sorgenegg herabkommend eben aus dem Wald herausgetreten ist und nun auf dem schmalen Fußweg mitten durch mein Wieslein geht.

„Euch ist's allweg schon ernst", sagt sie und steht still. „Bei uns droben denkt noch kein Mensch ans Heuen. O — bis es denen einfällt, könnt ihr schon mit dem zweiten Schnitt anfangen."

„Es wird halt nicht umsonst heißen, man backe auf der Sorgenegg die Neujahrswecken erst im Hornung," geb ich ihr zurück. Es ist nicht besonders fein von mir gewesen. Ich hab bei mir gedacht: Zum Köbel Ringger oder zum Heiri Bollmann hättest du das vielleicht nicht gesagt.

Sie hat den Spitz aber kein bisselchen übelgenommen, es ist ihr gleich etwas anderes eingefallen. „Schöne Mahden gibt's da! Nichts auf der Welt rieche ich so gern wie frisch gemähtes Gras. Man möchte gleich hinstehen und zu verzetteln anfangen."

„Dort steckt eine Gabel," sag ich und denke nicht einmal viel dabei. Siehe da — sie besinnt sich kaum einen Augenblick, sondern legt ihre Hacke kurzerhand weg; sie wagt behutsam die paar Schritte durchs hohe Gras und ist alsbald im schönsten Schaffen drin. „Lacht mich nicht aus!" sagt sie, „ich bin halt auf das Grasvertun wie ein

Närrlein versessen. Überhaupt, den Heuet mag ich kaum erwarten. Mit meinen paar Rebensteigen werde ich schon noch fertig bis am Mittag."

Es geht wie gefedert, das schwere Futter fliegt nur so. „Jetzt darf ich denkwohl den Streich nicht sparen," ruf ich ihr zu, „sonst hast du mich bald eingeholt!" Aber zum Wetzen nehm ich mir doch jeweilen reichlich Zeit; denn es ist mir eine kleine Augenlabe, dem flinken Ding beim Gabeln zuzusehen. Ich rechne bei mir nach, wie alt die Liese jetzt etwa sein mag und komme auf neunzehn Jahre. Als sie getauft wurde, war ich in der dritten oder vierten Klasse. Ich kann mich deshalb so gut darauf besinnen, weil ihr Vater auf dem Heimweg mit einem kleinen Dampf hinter den Taufleuten herging, was sich zum schwarzen Rock und Zylinder nicht so recht schicken wollte.

Da sagt einsmals jemand Gutentag zu mir.

Hundertmal hab ich sie dann später als Schulkind am Wydenhof vorbeigehen sehen. Sie schielte gern nach beiden Seiten in den Baumgarten hinein, um etwa ein paar Erdbeeräpfel oder Kannenbirnen zu mausen. Wenn ich ihr gelegentlich hinter einem Baumstamm aufpassen wollte, so pflegte mir das die Schwester übelzunehmen. „Das ist doch nicht der Rede wert, du kommst wegen dem allweg nicht zu kurz." Nun spinne ich so beim Mähen den Gedanken aus: Was wolltest du jetzt anfangen, wenn du sie beim Obstlesen ertappen würdest? Du wärest allweg stärker in Verlegenheit als sie selber.

Lächerlich, einfältig: ich mag mir lang einreden, es sei doch nichts Besonderes an ihr. Ein Mädchen, wie hübsche Mädchen nun einmal sind. Aber daß sie jetzt da auf meinem Wieslein Gras verzettelt, das kommt mir einfach lustig vor. Immer wieder muß ich, sogar mitten im Mähen, verstohlen zu ihr hinüberäugeln, fast wie sie weiland nach unsern Erdbeeräpfeln.

Nach kaum einer halben Stunde ist sie mir bereits auf den Fuß nachgerückt. Schade! Sie sieht mir eine Weile beim Schaffen zu. Ich hole scharf aus, fast wie wenn's um ein Examen ginge.

„Es ist so kurzweilig," läßt sie sich hinter mir hören. „Man meint immer, es gehe ganz von selber. Darf ich nicht auch einmal ein paar Streiche probieren?"

Ich stelle die Sense auf und wetze zünftig. „Da! Du mußt aber nicht so breit nehmen wie ich. Das geht für den Anfang nicht."

„Glaubt Ihr denn, ich habe noch nie gemäht?"

Es gerät ihr ganz ordentlich. „Du läßt wenigstens keine Sträußlein stehen," lobe ich und denke an etwas anderes dabei. Ich denke: An der Kraft fehlt's ihr nicht. Sie hat ja Arme, unsereiner muß sich kaum melden.

Es dauerte aber nicht gar lange, so hat sie von der Sache genug. „Es ist halt doch leichter,

zuzusehen als zuzuhauen", gibt sie unverhohlen zu. Sie hat einen roten Kopf und ist ganz außer Atem. „Überhaupt, ich muß jetzt gehen."

Ich dank ihr schön für die Hilfe, doch sie will kein Wesen daraus gemacht haben. „Das ist jetzt für das Schürzlein voll Eierpflaumen, das Ihr mir einmal gegeben habt, als ich aus der Unterweisung heimging."

„O — daran hab ich nicht einmal mehr gedacht!"

„Aber ich."

Wie sie nun ihrer Wege gehen will, kommt mir etwas in den Sinn. „Du — es würde sich nicht übel schicken, daß du wenigstens den Neunuhr-Imbiß mit mir nähmest."

Sie blickt nach dem Eßkratten hinüber und lenkt munter ein: „Aber wird's dann auch für zwei langen?"

Wir setzen uns auf das Bänklein, das ich unter einer Randbuche gezimmert habe, und lassen uns Brot und Käse schmecken. Ich bring es auch fertig, daß sie hin und wieder ein Schlücklein Äpfelsaft aus dem gemeinschaftlichen Glase nippt.

Mit der Unterhaltung wäre freilich nicht viel los gewesen, wenn es auf mich angekommen wäre. Es gehen mir ganz wunderliche Dinge im Kopfhäuschen herum. Was würde Alwine sagen, wenn sie unsichtbar neben uns stehen — ja, wenn sie zu allem gar in mich hineinsehen könnte? Denn es ist mir trotz meinen kleinen Gewissensbissen neben dem hübschen Kind wahrhaftig erst recht sommerwohl geworden.

Die Liese weiß immer etwas zu plaudern. Von den großen Heustöffeln, die grüner wären als das Gras selber, sogar grüne Gesichter — zu lustig! Von den vier jungen Zaunköniglein, nicht viel größer als Schmetterlinge, die im Holz droben die längste Zeit vor ihr hergeschwirrt, Fangis gemacht und sich zuletzt in einer Scheiterbeige versteckt hätten. Das Haselnußmännchen will sie auch schnalzen gehört haben. Wie sie ihm dann ein wenig ins Holz hinein nachgegangen sei, habe es sich richtig in ein rotes Eichhörnchen verwandelt, das sei so eine Gepflogenheit von ihm.

„Du vergissest ja zu essen", wende ich ein, aber sie ist nun einmal im Zug. „Es gibt unglaublich viel kurzweilige Sachen auf der Welt", schwatzt sie aufgeräumt daher. „Ich glaube, man kann nie mit allem fertig werden. Wenn man nur an die Ameisenhaufen denkt. Da oben bei der Rehtanne gibt es einen, der ist so groß wie ein Heuschöchlein. Ich hab einmal das ganze Gekrösel zählen wollen; aber da hört man bald auf, wenn sie einen zu zwicken anfangen. Und ist es nicht auch merkwürdig, daß es nach jedem Tag wieder Abend und nach jeder Nacht wieder Morgen wird? Sogar auf der Sorgenegg wäre es schön, wenn halt nur die Sorg nicht dort daheim wäre."

Sie wird auf einmal ernsthaft. „Jetzt haben wir wieder mit einer Kuh Unglück gehabt, sie hat die Fallsucht bekommen, und so stark und oft, daß man sie schlachten mußte. Der Vater ist nachher einen ganzen Tag nicht aufgestanden. Er hat gesagt, auf der Sorg müsse einfach jeder verlumpen, da sei alles Schaffen und Schinden für die Katz. Nicht umsonst habe es da oben vor altem auf der Lumpenegg geheißen. Wenn die Reben nun auch dies Jahr wieder fehlen, wie der Wettermacher Imhof prophezeit, dann geht es mir schlecht, dann muß ich auf den Winter in die Fabrik nach Vorauen."

„O — da wär's aber schad um deine roten Backen!" bedaure ich aufrichtig. Wie ich sie dabei von der Seite her angucke, wendet sie sich ab. Sie will mich nicht sehen lassen, daß ihr die Augen übergehen.

Nun hat sie sich schon wieder ein wenig zurechtgefunden. „Der Verdienst wäre ja wohl schön, und ich möchte nur zu gern helfen, daß es daheim ein wenig besser käme. Aber der Weg, der Weg! Es ist doch jedesmal Nacht, wenn ich durchs Holz hinauf gehen muß. Für den Anfang macht es mir Angst."

Da fällt mir eine sehr unbedachte Rede heraus: „Wenn es fast dunkel ist, so kann ich dich ja dann manchmal vom Wydenhof aus begleiten, bis du dich nicht mehr fürchtest." Ich erschrecke ein wenig vor mir selber, aber heraus ist's halt doch, zurücknehmen kann ich die Worte nicht.

Ich habe keinen Bescheid bekommen. Die Lies wird einsilbig und steht in kurzem auf. Kaum daß ich mich dessen versehe, hupft sie schon mit der geschulterten Hacke den Wiesensteig hinab und verschwindet hinter dem dichten Meisenhag.

Ich bin noch eine gute Weile auf dem Bänklein gesessen. Meine Wiese hat mich angesehen, wie wenn sie mich nicht mehr kennen würde. „Du, Peter — was ist denn das für eine gewesen?" Und einmal ist mir wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf gefahren: Könnte jetzt am Ende das Rädchen eingeschnappt sein?...

Alwine.

„Hast du einen Laubfrosch verschluckt, daß du so mundfaul bist?" fragte mich meine Schwester beim Mittagessen. Daraufhin fing ich mit vielen Worten an zu rühmen, wie das Futter sich über Erwarten gut herausgemacht habe. Wie das Bodengras dicht stehe, und wie sich die Vögel im Holz lustig gemacht hätten, das reinste Konzert! Von der Lies Stäbler sagte ich wohlweislich nichts. Ich kam mir bei meinem Maulen recht verlogen und unredlich vor. Unbewußt verfiel ich gleich nachher wieder ins Studieren, wie ich wohl um mein Versprechen auf dem Bänklein herumkommen könnte. Nun — bis zum Winter dauerte es ja noch lang...

Wir brachten diese Woche schon drei hübsche Fuder Heu ein. Alwine war scheinbar arglos. Ich war mehrmals drauf und dran, ihr von meinem kleinen Abenteuer auf der Einfangwiese zu erzählen, aber ich brachte es doch nicht fertig.

Am Sonntag ging meine Schwester in die Kirche. Sie kam etwas verspätet und sehr nachdenklich heim; sie gab auch nachher beim Essen mit Not auf meine Verlegenheitsreden Bescheid. Am Nachmittag schlenderte ich mit aller Sonntagsgemächlichkeit durch den Sorgenwald hinauf mit dem löblichen Vorhaben, meinem jungen Aufwuchs auf der Fuchsbreite ein Besüchlein zu machen und nachzusehen, ob die Beerensucher keinen Schaden angerichtet hätten. Meine Schwester wäre gewiß gern auch mitgekommen, es wär' bloß um ein Wörtchen zu tun gewesen; denn sie hatte doch die zarten Tännchen vor drei Jahren auf den fruchtbaren Schlag gepflanzt. Warum ich halt verstohlen vom Hause weggeschlichen war, ließ ich mir vorerst nicht gelten. Aber auf der halben Berghöhe mußte ich plötzlich stillstehen und mir an den Kopf greifen: also auf die Art steht es jetzt mit dir? Du läufst einem jungen Ding nach, und deine Schwester Alwine kann daheim Trübsal blasen! Lüg dich nicht selber an, das Holz ist eine Ausrede, du meinst, es könnte dir zufällig ein Glücklein auf den Weg schneien. So ein Vogel bist du! Der Schwester Treumeinen willst du mit Schelmerei vergelten!

Hab ich mich auf dem Absatz herumgedreht und bin als ein fester Mann mit rechten Setzschritten wieder gegen meine Einfangwiese hinab gestoffelt, deren Grasnarbe sich schon wieder ein wenig aufs Grünwerden besann.

Wer sitzt auf meinem Bänklein unter der Randbuche? Die Lies Stäbler von der Sorgenegg. Es dreht mich zu ihr hin, ich hab nichts dagegen tun können. Überhaupt — hätt ich denn wie ein Stock an ihr vorbeigehen dürfen?

Sie bekommt einen roten Kopf, als sie mich näherkommen sieht, worüber es mir augenblicks auch ein bißchen zwirbelig wird. „Das Rotwerden kommt von innen, nicht von außen," hat mich der alte Fehlwieser einmal belehrt; „und wenn die Mädchen ‚fremden', so meinen sie gern das Gegenteil." So hab ich einen Mut gefunden, ich setze mich neben sie auf das Bänklein. „Woher des Weges?" frag ich ganz kecklich. Sie sei bei einer Base in Vorauen gewesen, berichtet sie, immer noch etwas verlegen.

„Warum hab ich dich denn nicht am Wydenhof vorbeispazieren sehen?"

„Weil ich manchmal den Tobelweg hinabgehe."

„Aber da hat man doch fast um die Hälfte weiter. Und dazu den schlechteren Weg."

„Am Sonntag braucht man ja nicht stark mit der Zeit zu rechnen und kann acht geben", redet sie sich aus.

„Das nächstemal darfst du aber den Wydenhof nicht abfliehen, gäll!"

Sie wird wieder rot, das Fragen- und Antwortenspiel kommt ins Stocken. Nun — die wird schon bald wieder etwas zu plaudern finden, denk ich bei mir und warte und warte. Es will nichts kommen. Sie hat allweg diesmal die Sätzlein auch wie ich auf die Goldwage gelegt, und da ist es ihnen flau geworden. Aber ich bin ja närrisch froh gewesen, auch nur neben ihr sitzen und sie hin und wieder verstohlen angucken zu dürfen. Und wie sie jetzt aufsteht und mir

einen guten Abend wünscht, gibt es sich von selber, daß ich ihr noch ein wenig durch den Wald hinauf das Geleit gebe. „Bei Tag fürchte ich mich zwar nicht", meint sie nach einer Weile; doch hab ich das nicht als ein Heimschicken aufgefaßt.

Wir haben auf dem schmalen Weg dicht nebeneinander gehen müssen. Da kommt mir der Gedanke: Wenn du sie jetzt bei der Hand fassen würdest? Und da ist es wahrhaftig schon so weit gewesen. Wem in der Welt wäre so etwas eingefallen! Was sie dazu gedacht hat, weiß ich nicht, sie hat es mir nicht an den Kopf gehängt. Sie hat auch geschwiegen, als ich mit ihren warmen Fingern bisweilen ein bischen eigenmächtig umging.

Nicht weit von der großen Rehtanne, wo der Wald besonders dicht und lauschig ist, haben wir uns einesmals geküßt. Ganz wie auf eine Verabredung hin. Es hat damit angefangen, daß ich sie anhielt und den Arm um ihren Hals legte. Der Tausendste hätte das nicht gewagt.

„Ihr seid aber ein anderer Junggesell, als ich geglaubt habe", sagt sie nachher. Der Schalk in ihren Augen bekennt, daß sie mir doch nicht viel weniger zugetraut.

„Darf ich vielleicht bald einmal nach der Sorgenegg hinaufkommen?" frag ich sie nun gleich gerade heraus.

„Das müßt Ihr halt machen, wie Ihr es für gut findet."

„Könntest du nicht ‚du' sagen — jetzt, weil es so ist?"

„Das bring ich heut noch nicht fertig", gesteht sie nach einigem Besinnen. Und wir küssen uns wieder, in diesem Stück ist sie mit mir auf du gewesen. Es ist uns so gut gelungen, als hätten wir zusammen ein halbes Jahr Lehrzeit durchgemacht. Wären jetzt nicht dummerweis Schritte und Geschwätz den Wald herabgekommen, so hätte sich unser Abschiednehmen wohl noch ziemlich lange hinausgezogen.

Ich bin am hellichten Tag wie ein Traumwandler nach dem Wydenhof hinab gegangen. Mein fester Vorsatz war, der Schwester sogleich gleich alles zu bekennen. Sie saß mit einem Buch in der Hand auf dem grünen Hausbänklein, sah jedoch über die Blätter hinweg ins Leere. Mich beachtete sie mit keinem Blick.

Mein Mut verflog wie ein dünnes Räuchlein. Wie ein Schulknabe ging ich an ihr vorbei und ins Haus hinein. Von meinem Kammerfenster aus schielte ich verstohlen zu Alwine hinab. Sie weinte jetzt leise in sich hinein. Es preßte mir das Herz zusammen, wie ich sie so niedergedrückt auf dem Bänklein sitzen sah, verraten und betrogen. Da faßte ich alsogleich einen festen Beschluß: noch heute abend wollte ich alles wieder anders machen, ganz so wie es vorher gewesen war...

Nach dem Viehfüttern log ich der Schwester vor, ich hätte noch Lust zu einem Jaß in der „Blume". „Ja, geh nur", sagte sie. „Es ist schon recht."

Mit einem Umweg stieg ich nach der Sorgenegg hinauf. Es war ein saurer Gang. Alles legte ich mir sauer zurecht, Wort und Wörtlein, zehnmal, nicht einmal.

Damit hatte ich freilich nicht gerechnet, daß mir die Lies bei meinem Eintritt ins Stäblerhaus schon im halbdunklen Gang entgegenkommen und mir ins Ohr flüstern würde: „Ich hab Euch so halb und halb erwartet!" Mit dieser lieben Rede hat sie meine Vorsätze wie ein Kartenhaus über den Haufen geworfen. Und der Strauß von Glockenblumen und Margritten, der drinnen auf dem Tische stand, hat mir in ganz heimlicher Weise von ihrem freundlichen Willen erzählt. Um das „du" hab' ich zwar noch eine gute Weile betteln müssen, aber mit der Zeit hat es sich der Lies dann doch geschickt. Über Störungen haben wir uns nicht klagen dürfen. Der Vater sei zeitig ins Bett, weil er morgen früh mit dem Mähen anfangen wolle, berichtete Lies, und die Mutter wisse bereits etwas. Allzulange durfte leider die Herrlichkeit nicht währen, denn die Stäblerin bot uns schon um zehn Uhr Feierabend.

So bin ich denn als ein richtiggehender Hochzeiter heimgekommen. Ich war jetzt dermaßen zutiefst im Herzen über meinen Glücksfund froh, daß es mir als ein Spiel vorkam, meiner Schwester alle Bedenken auszureden und sie und Liese zu guten Freundinnen zu machen.

Zu meiner Verwunderung war in der Stube noch Licht. Wie ich am Gartenhag einen Augenblick überlege, höre ich, daß drinnen halblaut

hin und her gesprochen wird. Ich drücke mich sachte hinter den Stamm des großen Schäflerbaumes im Hausanger und lausche hinüber, kann aber nichts verstehen.

Jetzt geht die Haustüre auf, der junge Witling Jakob Tanner tritt unter den Türbogen; ich kann ihn im trüben Schein des Ganglichtleins gut erkennen. Meine Schwester Alwine begleitet ihn hinaus.

„So ist es also nichts?" fragt der Tanner klein und gedrückt.

„Ich kann dir keinen andern Bescheid geben," entgegnet Alwine nach einer stillen Weile besonnen und bestimmt. „Was man sich vorgenommen hat, bei dem muß man verbleiben."

Sie hat es doch gelitten, daß er sie an sich zog. Das Bild ging mir wunderlich zu Herzen. Sie hat sich auch von ihm küssen lassen. Gleich darauf ist sie aber weg gewesen. Der Tanner ist nach einigem Besinnen die Stiege hinabgestapft und langsam seiner Wege gegangen.

Zu meiner Verwunderung war in der Stube noch Licht.

Ich, kurz entschlossen, mache mich um die Scheune herum und gehe ihm nach. Bei der Wydenbrücke hole ich ihn ein. Ohne viel Umstände sag ich zu ihm: „Du, Jakob — ich muß dir etwas zu wissen tun. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn sie erfährt, was mit mir ist, besinnt sie sich vielleicht noch einmal. Es kommt nämlich eine Frau auf den Wydenhof."

„Es ist schön, daß du mir das sagst", bekennt er aufrichtig. „Ich hätte mich im andern Fall nicht mehr anzuhalten getraut. Leg dann noch ein Wort für mich ein, gäll! Sie müßte es recht haben bei mir."

Das Wort hab ich noch am gleichen Abend gewagt; aber ich bin nicht gut damit angekommen. Kaum daß ich nur von der Sache anfange, bricht Alwine in Tränen aus. „Ich versteh dich schon, du willst mich aus dem Haus haben!" Plötzlich fährt sie mit einem Ruck zusammen und sieht mich verstört an. „Hast du das vorhin unter der Haustüre gesehen?"

Ich gestehe ihr das zögernd. Da legt sie beide Hände vors Gesicht und geht ohne Gutnacht in ihre Kammer hinauf.

Wie ich eine Viertelstunde später im Bett liege, klopft es an meiner Tür. Alwine kommt mit einer Kerze in der Hand zu mir herein. Sie setzt sich auf den Stuhl neben meinem Bett,

löscht das Licht aus und fängt im Flüstertone zu reden an:

„Weißt, es muß dunkel sein, ich schäme mich vor dir. Und doch müssen wir jetzt reden miteinander. Es ist notwendig. Wir dürfen keine Zeit versäumen."

Und nun brennt sie plötzlich auf und vermag nicht mehr über sich selber Herr zu bleiben: „Es ist nicht wahr, was du gesehen hast! Ich leugne es ab! Es ist ein Lug! — Und die alte Tannerin kann mich lang vom Kirchgang weg in die Stube hineinlocken, fast hineinzerren, wie sie es heute gemacht hat! Sie kann mir lang das Kind auf den Arm geben! — Ach, jetzt glaub' ich fast, du habest ihr das angeraten!"

Nun besinnt sie sich und erschrickt über ihre Heftigkeit. „Aber gäll, das ist traurig von mir, so wüst zu tun in deiner Kammer. Ich hätte es dir ja ganz leise sagen können."

Ich habe ihr Tun und Wesen richtig auszudeuten vermocht. Jetzt kann vielleicht doch alles noch auf gute Wege geleitet werden, so hab ich bedächtig bei mir erwogen. Aber wie ich der Schwester sachte von meiner Liebschaft zu berichten anfangen will, schneidet sie mir mit unfreundlichen Worten den Faden ab. „Ich will nicht wissen, was ich schon weiß! Glaubst du, du habest dich einen einzigen Tag, eine einzige Stunde verstellen können? Dazu sieht man halt vom Meisenhag aus zu gut nach der Einfangbank hinauf." Sie stockt einen Augenblick, dann fährt sie in ganz anderem Ton, leise und sehr innig zu reden fort: „Weißt — als ihr so schön Hand in Hand das Holzweglein hinaufgingt, ihr zwei, da hab ich weinen müssen vor Freude und Leid. Vor Freude für dich und vor Leid um mich. Ich kann ihr ja nichts tun, aber..." Sie bringt es nicht weiter, ich merke, daß es sie beelendet. Da rede ich ihr freundlich und eindringlich zu. „Wie soll ich denn klug werden aus dir, Alwine? Wenn er dir doch nicht zuwider ist, ja, wenn du sogar ein bißchen guten Willen zu ihm hast, warum bringst du es denn nicht über dich? Es könnte ja für uns alle ein Glück daraus werden. Mit dem Tanner würde es gewiß noch manche wagen."

„Wenn du wieder von dieser Sache anfängst, so gehe ich", sagt sie ungehalten und ist schon von mir weg.

„Du verstehst mich halt nicht, du weißt nichts von mir", kommt es leise von der Türe her. „Ich will doch da sein, wo mich der Herrgott hingetan hat: neben dir. Und wenn ich ihre Magd sein muß!" Die letzten Worte hat sie laut und unter heftigem Weinen herausgestoßen. Und jetzt steht sie wieder neben mir und beugt sich über mich hin, ihre Tränen fallen auf mein Gesicht. „Sag mir ins Ohr hinein: Ich hab dich auch noch gern..."

„O du darfst doch nie etwas anderes glauben", versichere ich ihr treu und redlich. „Ihr werdet gewiß herrlich miteinander auskommen."

Sie steht eine Weile schweigend neben meinem Bette. Dann sagt sie sehr traurig: „Du denkst halt nur an sie, nicht an mich." Damit geht sie aus der Kammer fort.

Die nächsten Tage hindurch ist alles scheinbar beim alten gewesen, als ob nichts geschehen wäre. Alwine sorgte und schaffte nach ihrer emsigen Art, ja sogar mit erzwungener Fröhlichkeit. Als ich auf einem Marktgang zufällig mit Jakob Tanner zusammentraf, teilte er mir mit, daß er von ihr ein Brieflein bekommen habe. Sie wolle halt einfach nichts von ihm wissen. Ich konnte nicht anders, ich sprach ihm zu, er möge sich noch ein wenig gedulden, sie könnte vielleicht doch noch auf andere Gedanken kommen.

Nach dem Heuet brachte ich auf der Sorgenegg alles ins reine. Wir waren sehr glücklich miteinander, ich und Liese. Ich konnte sie immer noch lieber gewinnen. Vom Kummer wegen meiner Schwester sagte ich ihr noch nichts, obschon mir diese Sorge mit der Zeit immer mehr zu schaffen machte. Ich merkte wohl, daß Alwinens Gleichmut nur etwas schwer Erkämpftes war.

Eines Sonntagabends, da ich von einem Besuch von der Sorgenegg heimkam, fragte sie mich mit einem sauersüßen Lächeln: „Ist es schön gewesen bei deiner Gräfin?"

„So mußt du sie nicht namsen, das nehme ich dir übel", verwies ich ihr ungehalten, worauf sie sogleich zu weinen anfing und verschwand.

Liesens erster Besuch auf dem Wydenhof sollte auch keine rechte Freude bringen. Alwine ließ sich mit keinem Auge sehen. Sie war nachher

tagelang ganz rappelköpfig und sprach nicht ein Wort mehr, als sie unbedingt sagen mußte. Ja, sie fing an, mir aus lauter Liebe das Leben sauer zu machen. Als ich gegen den Herbst hin Bauleute ins Haus nahm, weil doch in Stube und Kammern allerlei in Ordnung gebracht und herausgeputzt werden mußte, wie das so der Brauch ist, wurde sie beinahe unausstehlich. „Für die Schwester wäre natürlich alles gut genug gewesen", sagte sie böse zu mir. „Aber wenn so eine Gräfin von der Lumpenegg herabkommt, dann muß man täfern und malen."

Kurz darauf tat sie unter vielen Tränen bei mir Abbitte: „Nimm es nicht auf die hohe Achsel, ich werde halt manchmal ganz konfus im Kopfe darüber, daß sie dich mir gestohlen hat. — Und nächtens habe ich einen schweren Traum gehabt. Ein Frauenzimmer ist da vor unserem Hause gestanden, mitten in den Ringelblumen. Ein fremdes Frauenzimmer. Ich habe klar und bestimmt gewußt, daß die Erscheinung dir Unglück bringt, und doch hab ich sie nicht fortweisen können."

O — ich war schlecht beraten in jener Stunde. Ich nahm den nach meiner Meinung erfundenen Traum als eine giftige Anspielung auf Liese, es fuhr mir eine grobe und sehr häßliche Rede heraus:

„Mit derlei blöden Sachen mußt du mir dann nicht kommen! Überhaupt — wenn an dem Traum etwas ist, so könnte man fast glauben, du, ja eben du wärest das Frauenzimmer!"

Sie fiel ganz in sich zusammen. Wie vom Schlage gerührt stand sie eine Weile abwesenden Blickes mit schlaff herabhängenden Armen reglos da, von meiner Roheit ins Herz getroffen.

Da raffte ich mich ein wenig auf und trat zu ihr hin. Ich wollte gutmachen, ich wollte ihr die Hand auf die Schulter legen: „Liebe Alwine..." Aber sie schüttelte die Berührung heftig von sich ab. Wie ein Schatten glitt sie hinaus. Als ich kurz hernach an ihrer Kammertür pochte und bittend, beschwörend fast, ihren Namen sprach, bekam ich keinen Bescheid. Die Türe war verriegelt.

Alwine ließ sich erst am Abend wieder sehen. Sie war verschlossen und zugedeckt, notergeben, wie ein im Blätterschmuck eingeschneiter Baum. Auch während den darauffolgenden Tagen blieb das so. Sie tat ihre Arbeit in sich gekehrt, gleichsam von sich selber verlassen, wie der Bauer nach einem Hagelwetter das erschlagene Korn mäht.

Schweigen zwischen uns. Das Schweigen bedeutete: Es ist zu viel geschehen. Jedes Wort, das ich mühselig bei mir erwog, blieb mir im Halse stecken. Nicht aufrühren. Warten!...

Am dritten Tag geschah das schwer Beunruhigende, daß sich Alwine bald nach der Mittagsstunde nirgends mehr sehen ließ. Ihre Kammer war leer. Jeder Winkel in Haus und Garten war leer, schaute mich stumm und vorwurfsvoll an: „Du bist schuld!..."

Vorübergehend suchte ich meine Angst mit allerlei blöden Einreden zu beschwichtigen. Sie könnte ins Dorf gegangen sein, es gab doch von Zeit zu Zeit dies und jenes zu holen. Aber auf einmal kam es wie eine schreckliche Gewißheit über mich: der Sorgenweiher!... Ich lief in atemloser Hast auf dem Rasenfußweg über die Hängelwiesen gegen das Spechtholz hinauf. Da, wo das schlechte Waldsträßchen sich gegen den Weiher absenkt, kam mir Alwine gelassenen Ganges entgegen. Ich schloß mich ihr stillschweigend an, wir schritten nebeneinander heimzu.

„Hast du mich suchen wollen?" fragte sie nach einer geraumen Weile, ohne sich nach mir umzusehen. Ich bejahte einsilbig.

„Du mußt mich nicht suchen — nie mehr", sagte sie fest. „Ich stelle nichts an. Ich weiß jetzt, was ich tun muß."

Ich machte einen schwachen Versuch, das böse Wort von damals zur Not zu entkräften; doch sie wehrte ruhig ab. „Es ist recht, daß du es mir gesagt hast. Ich wäre von mir aus nicht darauf gekommen."

Des folgenden Tages gleich nach dem Mittagessen kam der Binder-Kaspar mit seinem Rennwägelchen vor unser Haus gefahren. Alwine bekannte mir trocken und sachlich, sie habe eine Stelle in Steinenloh anzutreten. „Ich kann nicht mehr da sein", fügte sie als Antwort auf meine verständnislosen Blicke hinzu. „Ich weiß jetzt, was ich zu tun habe. Die Base Vreni kommt dann heut abend, ich habe alles mit ihr abgemacht. Sie wird dir die Sachen in Ordnung halten, bis die Andere da ist."

Es war nichts zu machen. Ich half dem Kaspar, Alwinens gepackte Kleiderkiste die Stiege hinabzutragen und aufs Wägelchen zu laden. Meine Schwester gab mir mit abgewandtem Gesicht die Hand und stieg zum Fuhrmann auf den Bock. „Denk dann auch etwa an mich, gäll!" rief sie mir beim Wegfahren noch zu. Nachher hat sie sich nicht ein einziges Mal mehr nach dem Höflein umgesehen.

So sind wir auseinander gekommen, meine Schwester Alwine und ich. Nicht für immer, nein. Das wäre nicht auszudenken gewesen. Aber einen harten Kopf hat sie doch gehabt, einen viel härteren als ich. Wunderliebe Briefe hat sie mir geschrieben, ganz voll Heimweh und Zärtlichkeit; eines jedoch hat sie nicht über sich gebracht: von Liese hat nie ein Wort in den Briefen gestanden. Sie ist auch nicht an unsere Hochzeit gekommen. Erst ein halbes Jahr nachher hat sie unsere Stube zum erstenmal wieder betreten. Mit dem Jakob Tanner zusammen. Sie hat meine liebe Frau so obenhin um Verzeihung gebeten; doch die Blicke, mit denen sie der Liese verstohlen nachging, waren unfreundlich, fast feindselig. Als ich eine Minute lang mit ihr allein in der Stube war, vertraute sie mir als ein zögerndes Geständnis an: „O — ich weiß doch ganz gut, daß ich im Unrecht bin, aber ich kann mich nicht anders machen."

Der Tanner sprach schon vom Heimgehen; da äußerte Alwine den Wunsch, mit mir noch einen kurzen Flurgang machen zu dürfen. „Ich habe manchmal so ein dummes Verlangen nach den Äckern und Wiesen von daheim", brachte sie wie entschuldigend vor.

Schon bei der Bohnenpünt mußte sie stillstehen. „Die kann einfach hexen", sagte sie unwillig. „So hohe Bohnen habe ich nie gehabt." Ich mochte ihr das lang ausreden, sie blieb eigensinnig bei ihrer Meinung.

Während wir nachher auf den schmalen Karrwegen an Grünzeug und Getreidezelgen vorbeischritten, kam etwas wie Enttäuschung über sie. „Ich habe es mir noch schöner ausgedacht", gestand sie verlegen. „Wenn man halt nicht mehr von Anfang an dabei gewesen ist: beim Kartoffeleinlegen, beim Ackern und Säen, dann — — ja, es ist mir fast, als ob mich die Äcker nur noch halb kennen würden. So ein gelbes Kornfeld kann sogar auch bei uns drunten schön sein, wenn ein leichter Wind darüber geht. — Das Land ist ja eigentlich auch nur eine Ausrede gewesen", fügte sie nach einer Weile hinzu. „Ich habe dich gemeint. Wir haben so lange nicht mehr miteinander reden können, und alles wegen meiner bösen Verstocktheit."

Sie tastete nach meiner Hand, und ich freute mich so zutiefst über ihren scheuen Liebeswillen, daß ich mit den Tränen kämpfen mußte. Ihr kam dagegen alles ganz selbstverständlich vor. Sie konnte klar und unbedrängt über die vergangenen Dinge zu mir reden.

„Weißt du noch, wie wir manchmal als Kinder auch so Hand in Hand diesen Weg gegangen sind? O, was hab ich für eine Meinung von mir gehabt! Wie bin ich stolz darauf gewesen, daß mir die Mutter ihre Sorge um dich mit so fester Zuversicht überbunden hat! Und ist dann so ein großer, dummer Mensch aus mir geworden! Du hast mir den Weg zeigen müssen, nicht ich dir. Alles hab ich hinterfür angestellt. Ich habe über dein Leben regieren wollen und bin selber nur ein einfältiges Tüpfi gewesen. Warum mußte ich dem Jakob die Absage schreiben, während ich doch von heut auf morgen den Sinn gekehrt hatte? Nur weil ich dich der andern nicht gönnen mochte, nur darum hast du das viele Unrecht von mir erleiden müssen! Ich rede es mir noch heute ein und laß es mir nie ausreden: Wenn ich mich nicht von ihm hätte küssen lassen, damals auf der Stiege, dann wären ich und du nie voneinander gekommen. In meiner Albernheit hab ich gemeint, ich wolle dir auf ewig Vater und Mutter sein. Und doch ist meine Liebe nicht groß genug gewesen, sonst hätte er sie dir mit seinem Warmtun auch nicht auf einen Augenblick abstehlen können. Wenn du wüßtest, wie ich dir vielmals in aller Heimlichkeit Treue zugeschworen, schon in deiner mühseligen Schulzeit, und dann später wieder, als wir ganz zu Waisen geworden, dann könntest du meinen traurigen Abfall nicht begreifen. Es war auch nichts als häßliche Neugier von mir, wie weit du es mit deiner Liebelei treiben würdest, daß ich dir nicht gleich von Anfang an freundlich und ungescheut zusprach. O — das wollte ich dann nachher

schon ausrichten mit meiner großen Gescheitheit! Den Lohn für alles hab ich freilich nachher doppelt und dreifach bekommen. So verkehrt und mit sich selber im Streit ist noch nie ein Mensch gewesen, wie ich zu jener Zeit war. Bis ich dann zuletzt weder aus noch ein wußte. — Ja, ich habe es tun wollen, damals — ihr und dir zuleid! Der traurige Beschluß hat mich sogar auf Augenblicke heiter und frei gemacht. Mit der Furcht bin ich auch fertig gewesen. Zum Glück hab ich — ganz zuletzt — das Haus und die Bäume noch einmal sehen wollen, ich bin auf den Gupf hinaufgestiegen. O, das Heimeli lag so schön mitten in den Sommertag hineingestellt! Mit seinen Fenstern blickte es mich an wie mit Augen. Und als ich jetzt die Hände vors Gesicht hielt, waren es deine Augen, nicht die des Hauses. Ganz so voller Fragen und Sorgen haben sie mich angeschaut, wie deine lieben armen Bubenaugen, wenn du manchmal aus der Schule heimkamst."

Wir waren inzwischen wieder bei der Bohnenpünt angelangt. Als eine grüne Mauer trennte uns der dichte Rankenwald noch von dem nahen Gehöft. „Solche Bohnen hab ich nie gehabt", wiederholte Alwine, aber diesmal mit freundlicher Anerkennung.

Da fand ich den Mut, die lang zurückgehaltene Frage an sie zu richten, ob sie nicht mein erstes Kind, das damals noch nicht geboren war, aus der Taufe heben würde. Sie blieb mir das Ja schuldig, aber sie legte mir den Arm um und sah mich mit ihrer alten, treuen Liebe unter Tränen lächelnd an: „Wenn es ein Bub ist, so muß er Peter heißen."

Der Amtsschimmel.

Eine ungarische Sängerin, die zum erstenmal nach Deutschland kommt, füllte den ihr von der Wirtin vorgelegten polizeilichen Anmeldeschein folgendermaßen aus:

Name und Vorname: Ilona Yjeley.
Stand oder Gewerbe: Sängerin.
Geburtstag, Monat und Jahr: 8. April 1903.
Geburtsort: Budapest.
Militärverhältnis: Ja.

Der Schuß in der „Todeskurve".

Vor „Hallers Todeskugel" staute sich die Menge der Kirmesbesucher. Die sogenannte Todeskugel war ein Hohlkörper aus starkem Stahlgeflecht, auf dessen Innenseite Motorradfahrer in irrsinnigem Tempo ihre Kreise zogen. Fred Haller, der Besitzer des Unternehmens, stand im Lederzeug, den Sturzhelm im Arm, selbst vor der Menge und erklärte dieser den Nervenkitzel, den sie bei ihm zu gewärtigen habe. Unten in der leeren Manege befanden sich zwei Personen, ein dunkelhaariges Mädchen und ein junger Mensch südländischen Typs, beide an ihrer Lederkleidung als Fahrer der Unternehmens kenntlich. Der Mann bastelte, auf den Absätzen hockend, an einer der drei Rennmaschinen. Ein fester Griff des Mädchens nach seiner Schulter riß ihn zurück.

„Laß die Kettenschlösser in Ruh, Pucciali! Freds Maschine geht Dich gar nichts an."

Der Mann sprang auf und drängte sich dicht vor das Mädchen. „Mach mich nicht wahnsinnig, Lola!"

„Ich mach es nicht — Du bist es, Pucci."

„Er ist nicht Dein Mann", keuchte der Fahrer mit einem haßerfüllten Blick zum Eingang hin, von wo Fred Hallers Stimme hereinklang.

„Das geht Dich gar nichts an, Pucciali."

„Er mißhandelt Dich."

„Unsinn!"

„Ich hörte Dich weinen... in der Nacht ... im Wagen."

„So, hörtest Du? — Man weint schon einmal... aus Glück, aus Liebe, was weiß ich!"

Ein gellender Beckenschlag ertönte, das Zeichen für den Fahrer, auf knallender Maschine vor dem Publikum zu erscheinen.

„Lola, ich liebe Dich mehr als..."

„Vorwärts, tritt die Maschine an!"

„Ich dulde es nicht mehr..."

Das Mädchen legte dem Fahrer begütigend die Hand auf die Schulter. „Sei nicht töricht, Pucci! Bring Dich nicht um Arbeit und Brot! Fred bezahlt dich anständig. Ein Wort von mir, und Du liegst auf der Straße."

„Ist mir ganz einerlei."